

Manfred Osten

Das Alphabet des Schweigens

Nonverbale Kommunikation in Japan

Was mit nonverbaler Kommunikation in Japan gemeint ist, hat der Schweizer Schriftsteller Adolf Muschg, der über eine reiche Vita japonica verfügt, in einem Essay mit dem Titel »Zeichenverschiebung« beschrieben: »Seit über hundert Jahren«, heißt es da, »hat Japan die Moderne nach seinen eher als nach ihren Gesetzen importiert. Das Geheimnis des Systems sitzt nicht in seiner Struktur, sondern in seiner Fähigkeit, Räume offen zu lassen. Die japanische Sprache definiert nicht. Sie stellt anheim.«

Manfred Osten

(*1938) ist Essayist und
Generalsekretär a.D. der
Alexander-von-Humboldt-Stiftung
in Bonn.



Hinter Muschgs Beschreibung wird ein weltweit wahrscheinlich singuläres Phänomen sichtbar: die japanische nonverbale Kommunikation mit der westlichen Welt bis zum Ende des 19. Jahrhunderts. Japan ist nicht nur das Land der Verborgenheit vor anderen, es ist auch das Land der Verborgenheit der Japaner vor sich selbst. Und dies vor allem in Gestalt der Nonverbalität, einer spezifischen Verslossenheit und Stummheit des gesellschaftlichen und privaten Miteinanders im Sinne eines Systems, in welchem Sprechen sich als unnötige Verschärfung von Konflikten erweist, Schweigen dagegen als Versuch einer Rückgewinnung interpersoneller Harmonie.

Von Japan lernen heißt zu verstehen, dass außerhalb Europas Kulturentwicklungen stattgefunden haben, die nicht der Reformation, der Aufklärung und der Französischen Revolution geschuldet sind. Dies gilt in besonderem Maße für die japa-

nische Konsens- und Harmonie-Kultur, in welcher nicht das Individuum, sondern die Gemeinschaft die entscheidende Referenzgröße darstellt. Dem europäischen Ideal einer maximalen Selbstverwirklichung im Sinne der modernen Anspruchs- und Forderungsgesellschaft steht in Japan das Ideal eines Gemeinsinns gegenüber, der sich herleitet aus dem Prinzip einer Reisbauerngesellschaft, in der der Einzelne existenziell abhängig war vom Gesamtsystem des Nemens und Gebens des Wassers für die Bewirtschaftung der Felder. Nur vor diesem Hintergrund wird verständlich, dass in Japan das Sozialverhalten der Versuch ist, alle Lebensprobleme weitgehend in ein Spiel mit Formen aufzulösen. Diese Formen harmonischer Verträglichkeit und Streitvermeidung sind stark nonverbaler Natur, da jede Verbalisierung bekanntlich Gefahr läuft, jene Probleme zu schaffen, die bereits Goethe auf die Formel gebracht hat: »Sobald man spricht, beginnt man schon zu irren«.

Das nonverbale Spiel der Formen ist in Japan in unzähligen Gesten präsent, deren Begreifen und Verstehen für die logozentrische westliche Diskurskultur mit großen Schwierigkeiten verbunden ist. Diese Schwierigkeiten sind auf westlicher Seite vor allem in einer mangelhaften, nur am

Intelligenzquotienten, statt an der Entwicklung der Sinnesorgane orientierten ästhetischen Erziehung begründet. Es ist die ästhetische Erziehung, die im klassischen japanischen Nô-Theater die Erkenntnis ermöglicht, dass das Senken des Kopfes Weinen und das Ausschreiten eines Kreises eine lange Reise bedeuten. Diese Erziehung der sinnlichen Wahrnehmung der kleinsten Gesten und Formen beruht auf der im Westen weitgehend verschütteten Einsicht, dass die verbale Diskursartikulation keinesfalls die einzige menschliche Kommunikationsmöglichkeit darstellt. Unser ratiozentriertes Bewusstsein mit der starken Dominanz des Großhirns ist kaum noch vertraut mit den alten, in der biologischen Evolution entwickelten Kommunikationsformen des archaischen, emotional gesteuerten Stammhirns. Es sind dies jene nonverbalen sozialen Signale, die in Japan komplementär zur logischen Sprachkompetenz hoch ausdifferenziert sind. Gemeint sind die stummen Buchstaben eines Alphabets des Schweigens wie Mimik, Gesichtsausdruck, Gestik, Körpersprache, Bauchgefühl («kimochi») – ein nonverbales Alphabet, das unsere Befindlichkeit in der Regel zuverlässiger kodiert als die durch den Verstand gefilterte und kontrollierte verbale Artikulation.

Zu diesen stummen Buchstaben gehören auch »soziale Gerüche«. Im Westen kennen wir diese Kommunikationsform nur in der metaphorischen Wendung, man könne jemanden »nicht riechen«. In Japan ist sie dagegen noch differenziert entwickelt: Es gibt immer noch esoterisch anmutende gesellige Institutionen wie Duftgesellschaften, in denen der Genuss unterschiedlicher sublimer Duftstoffe ein wesentlicher Gegenstand der Unterhaltung ist. Oder man denke an eine 1981 nachgedruckte medizinische Dissertation über den Geruchssinn der Japaner mit dem Titel *Körpergeruch*, wo sich die nicht gerade schmeichelhafte Formulierung findet: »Der Geruch der Europäer ist für die Japaner

sehr auffallend ... Er ist stechend und ranzig ... Die Europäer riechen für die Japaner nach Tier.«

Ein großer Buchstabe im Alphabet der Nonverbalität ist in Japan die bereits erwähnte Mimik. Die Japanologin Eschbach-Szabo hat auf den erstaunlichen Sachverhalt hingewiesen, dass die in der japanischen Sprache manifeste Ich-Losigkeit (beim Gebrauch der Verben) ihren spezifischen Ausdruck gefunden habe im Lächeln. Da das Individuum in der Harmonie-Kultur Japans auf sein Ich verzichten muss, besitzt Lächeln einen anderen Stellenwert als im Westen: die eigentliche »Message« des Individuums bleibt hinter dem Lächeln verborgen, das auch jede Art von emotionaler Regung verbirgt. Deswegen stellt die richtige Einordnung des Lächelns je nach Situation den westlichen Betrachter vor nahezu unüberwindliche Schwierigkeiten.

Wenn aber schon das Lächeln als japanisches Charakteristikum der Non-Verbalität interpretiert werden kann, dann rückt damit umso mehr die Frage nach dem Charakter des Schweigens ins Zentrum der Betrachtung. Ist das Schweigen im japanischen Zen-Buddhismus der Dolmetscher des Nichts? Oder hat das Schweigen in Japan auch andere Gründe? Tatsächlich sind es vor allem soziale Rücksichten im Interesse der Wahrung von Konsens und Harmonie, die hier eine wesentliche Rolle spielen. Da ist zunächst der Aspekt des engen Wohnens in Räumen ohne Intimsphäre, das über Jahrhunderte dazu beigetragen hat, dass das Schweigen zu jenen sozialen Gesetzen gehört, mit denen man die eigene Gegenwart als nicht anwesend signalisiert. Im Zusammenhang damit steht die soziale Funktion des Schweigens als prophylaktisches und therapeutisches Mittel zur Abwehr interpersoneller Konflikte und Spannungen. Die Artikulation eines Vorwurfs würde die Harmonie stören und hätte Kettenreaktionen von gegenseitigen Entschuldigungen zur Folge. Das japani-

sche Schweigen steht vor diesem Hintergrund konträr zur westlichen Diskurskultur, die mit Hilfe ausführlicher Diskussionen ausschließlich der Sache dient. Demgegenüber wird in der japanischen Schweige-Kultur die Sache zurückgestellt; die Aufrechterhaltung harmonischer Beziehungen und des Friedens zwischen den Personen steht im Vordergrund. Das Schweigen repräsentiert somit eine für den Westen schwer verständliche Kultur des Offenlassens, die Missverständnisse akzeptiert, um nicht einen Beziehungsabbruch zu riskieren, und die man vielleicht sogar als Entscheidungsschwäche ansehen würde. Die wichtigste Vertragsklausel des Schweigens lautet auf gegenseitige Schonung der Gefühle. In diesem Zusammenhang hat Adolf Muschg auch das japanische Schweigen in der Frage der Kriegsschuld zu deuten versucht: »Wird eine Familienschande dadurch weniger, dass man sie bespricht? Angenommen, es gäbe so etwas wie kollektives Schuldbewusstsein: dann wäre es, nach japanischem Gefühl, im Schweigen im würdigsten aufgehoben. Aber der Krieg wurde in Japan nicht als Schuldsache, sondern als Notstand erlebt: zuerst des Befehls, dann des Zusammenbruchs. In beiderlei Form war er der Zurechnungsfähigkeit entzogen. Die nachträgliche Antwort darauf soll nicht die Diskussion sein, sondern der Friede.«

Dem Japaner erscheint die westliche Rededynamik schon deshalb als wenig friedlich, weil sie keine Pausen im Gespräch erlaubt und dadurch gekennzeichnet ist, dass man sich ins Wort fällt. Der Japaner liebt dagegen Gesprächspausen, um zu überlegen, was der andere gemeint haben könnte. Das Schweigen dient auch dem intuitiven Erfühlen der wahren Wünsche und Bedürfnisse hinter der Sprache.

Zum Alphabet des Schweigens gehört die Körpersprache. Zu ihr gehören außer dem schon erwähnten Lächeln Gesichtsausdrucksweisen wie die steinerne Miene, die in der Öffentlichkeit aufgesetzt wird,

wenn man nicht angesprochen werden will. Oder das gespielte Überraschtsein als Ausdruck der Wertschätzung des Gesprächspartners. Japaner verbeugen sich zur Begrüßung, zur Verabschiedung und um sich zu bedanken. Sie verbeugen sich aber auch, um dem Gesprächspartner Respekt zu signalisieren und persönliche Demut zum Ausdruck zu bringen. Die Verbeugung richtet sich danach, ob der Anlass formell oder informell ist. Je formeller der Anlass und je höher die Stellung des Anderen in der Hierarchie, umso tiefer die eigene Verbeugung.

Eine ebenfalls sehr häufig gebrauchte Geste ist es, die Luft mit der senkrecht gestellten Hand von unten nach oben zu durchschneiden und sich dabei leicht zu ducken. Diese Geste signalisiert in gefüllten Räumen: Ich möchte gerne vorbei und ich entschuldige mich hierfür. Wenn Japaner jemanden herbeiwinken, machen sie eine Handbewegung, die in Europa »Wegscheuchen« bedeutet. Es liegt nahe, dass es hierbei für Europäer zu Missverständnissen kommt und die Herbeigerufenen aufgrund einer Missdeutung des japanischen Winkzeichens weglaufen. Wenn Japaner mit dem Zeigefinger auf ihre Nase deuten, so meinen sie »Ich«. Ein Wedeln mit der Hand vor dem Gesicht bedeutet »Nein« oder Widerspruch. Mit einer Hand vor dem Mund drücken Frauen ihre Verlegenheit aus. Sie verdecken auch den Mund, wenn sie lachen müssen. Verschränkte Arme bedeutet: Die Person denkt scharf nach. Ziehen Männer Luft durch die Zähne ein, heißt es ebenfalls, dass sie nachdenken, beziehungsweise mit einer Antwort zögern. Frauen legen in einer solchen Situation den Zeigefinger an die Wange und sagen dazu etwa: »So desu ne.« So ist das also.

Oft wird die hohe Bevölkerungsdichte als Ursache für das stark auf Distanz orientierte Raumpfinden der Japaner gedeutet. Europäisches Schulterklopfen, routinemäßige Umarmungen, ausladende Gesten und lautes Lachen werden als störend und ungehörig empfunden.

Auch die stürmische Akzeptanz der europäischen Musik in Japan seit dem Ende des 19. Jahrhunderts ist nicht zuletzt der japanischen Präferenz für die Kultur der Nonverbalität geschuldet. Die Einsicht Goethes, dass das Streichquartett das vernünftigste Gespräch unter vier Leuten sei, leuchtet zumindest im Japan der nonverbalen Harmoniekultur unmittelbar ein. Wie denn überhaupt die Musik als nonverbale Universalsprache unmittelbar konvergiert mit der ausgeprägten Kultur des Harmonie- und Gemeinsinns in Japan. Im gemeinsam gesungenen Schlusschor der 9. Symphonie Beethovens, die jährlich in

Japan zum Jahresende unzählige Male aufgeführt wird, erfahren Japaner offenbar besonders intensiv jene Tröstungen einer Kunst, die hinweghilft über die verborgene Einsicht, dass das Leben sich gegenüber dem Einzelnen in Wahrheit nicht harmonisch verhält, und dass deshalb Leben – wie Nietzsche behauptet – ohne Musik eigentlich ein Irrtum wäre. Und nicht zufällig hat man in die alte Glocke, die sich seit Ende des 19. Jahrhunderts im Residenzgarten der deutschen Botschaft in Tokyo befindet, den Satz Goethes in Erz gegossen: »Die Töne verhallen, die Harmonie aber bleibt.«

Ludger Lütkehaus

Briefe und letzte Worte

Jean Améry nach dreißig Jahren

Nach 642 Tagen in deutschen und französischen KZs war der vormalige Auschwitzhäftling Nr. 172364 am 15. April 1945 zusammen mit etwa 40.000 anderen Häftlingen in Bergen-Belsen befreit worden. »Mit 45 Kilogramm Lebendgewicht und einem Zebra-Anzug« stand er nun wieder in der Welt. Selten ist die Legende von der angeblichen »Stunde Null« 1945 eindrücklicher widerlegt worden als mit dem Leben Jean Amérys.

»Ich kam hier in meinem gestreiften Häftlingsanzug an«. Nach der Befreiung kehrte Jean Améry nach Brüssel, in das Land seiner Emigration zurück, in dem er 1943, während der Nazi-Okkupation, wegen seiner Beteiligung am Widerstand verhaftet und gefoltert worden war. Das Erstaunen, »zu den Unter-Übermenschen zu gehören, die all das überstanden haben«, verband sich mit der Erinnerung an die Tortur. »Wer der Folter erlag, kann nicht mehr heimisch werden in der Welt.«

Die Nachricht von der Heimkehr, die keine war, steht im zweiten Brief der Sammlung, mit der die neunbändige Jean-Améry-Ausgabe des Klett-Cotta-Verlags, ergänzt durch einen Materialien-Band, ih-



Ludger Lütkehaus

(* 1943) ist Hochschullehrer für Neuere Germanistik an der Universität Freiburg i.Br.

ren Abschluss findet. Die eingehend kommentierte, bisher unpublizierte Auswahl, die nach der Auskunft des Herausgebers Gerhard Scheit etwa ein Drittel der Korrespondenz Amérys umfasst, verbindet private, ja intime Zeugnisse mit Arbeits- und Geschäftsbriefen sowie den politischen Manifesten und Debatten eines engagier-